

Katarina Madovčik
Ruben M. Mullis

Die 25. Stunde

Katarina Madovčik
Ruben M. Mullis

Die 25. Stunde

Russlandkrimi



KaMeRu Verlag

2., überarbeitete Auflage

© 2020 KaMeRu Verlag, Zürich

Alle Rechte vorbehalten

www.kameru.ch – Spannende Unterhaltung beginnt hier!

Umschlagsgestaltung und Satz: diaphan Gestaltung, Bern

Umschlagsabbildung: kallejipp / photocase.de

Dieses Buches wurde nach den von der Dudenredaktion empfohlenen
Schreibungen (Duden, Band 1, 26. Auflage, 2009) Korrektur gelesen.

Printed in EU

ISBN 978-3-906039-65-6

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Für F.M.D – wo er auch sein mag.

Verzeichnis der wichtigsten Personen

Nikita Andrejewitsch Morosow, Chefinspektor der Moskauer Miliz
Nikolaj (Kolja) Nikolajewitsch Smolenskij, Ermittlungsbeamter
Rafael Walerianowitsch Agarkian, Ermittlungsbeamter
Ekaterina (Katja) Fjodorowna Lenskaja, Rechtsmedizinerin

Ewgenij Iwanowitsch Starodubzew, Kommissar der Moskauer Miliz
Alexander Michailowitsch Kononenko, KGB-Oberst aus Murmansk
Leonid Wolfowitsch Jakir, KGB-Major aus Moskau
Gleb Sergjewitsch Lagodin, KGB-Offizier für Religiöse Angelegenheiten
Wadim Dmitrowitsch Below, hoher Beamter im Wirtschaftsministerium

Anatolij Wassiljewitsch Sobolew, General der Luftwaffe a. D. und Afghanistan-Held
Sergej Konstantinowitsch Tschjornij, sein Sekretär
Iwan Gawrilowitsch Schepelew, Soldat

Galina (Galja) Anatoljewna Sobolewa, Nobelprostituierte und Tochter des Generals
Wladimir (Wolodja) Walentinowitsch Schischkin, Kellner, ihr Geliebter

Pjotr Lebedew, Mönch im Boris- und Gleb-Kloster in Schiroschkino
Semjon, Mönch, sein Lehrer
Vater Jaroslaw, Abt im Boris- und Gleb-Kloster
Kirill Dawidowitsch Schpigelglas, Wissenschaftler an der Lomonossow-Universität in Moskau

Artjom Maximowitsch Mirskij, Journalist der Sowjetskaja Rossija
Igor Leonidowitsch Ziniakin, erster Steuermann der Fähre Marschall
Schukow
Anna Konstantinowna Fedorina, seine Geliebte

PROLOG

Am 15. November 1990 um halb sechs am Morgen meldet die meteorologische Station in Barentsburg auf Spitzbergen für die nächsten zwei Tage stürmisches Wetter. Die ersten dunklen Wolken ziehen auf, der Wind beginnt zu drehen, wird immer stärker.

Am späten Nachmittag sticht die vollbesetzte Passagier- und Transportfähre *Marschall Schukow* von Murmansk aus in See. Über das tintenschwarze Wasser des Polarmeeres fegen regenbeladene Sturmböen. Die Wellen bäumen sich meterhoch auf, brechen tosend. Wie ein feuchter Vorhang hängt Gischt in der Luft.

Die *Marschall Schukow* stampft unbeirrt mit immer gleicher Geschwindigkeit durch das Dämmerlicht. Donnernde Wogen treiben gegen den Bug. Sie überfluten das Vorderdeck und erschüttern die Fähre.

Igor Leonidowitsch Ziniakin, der Steuermann, blickt durch das mit Regentropfen besprenkelte Fenster der Brücke in die schwere See. Ein Unwetter wie dieses hat er schon seit Langem nicht mehr erlebt. Es ist, als ob die Fähre genau in den eisigen Schlund der See hinein- führe. Ziniakin betrachtet besorgt das Steuer- und Kontrollgerät für die Schlingungsdämpfungsanlage. Dann wendet er sich dem Radar- bild und dem Kompass zu und kontrolliert die Umdrehungsanzeige der Hauptmotoren und die Geschwindigkeitsanzeige. Die Werte beunruhigen ihn. Mürrisch starrt er auf den dampfenden Teebecher, der auf dem Tisch neben dem Logbuch steht. Langsam nähert sich die Flüssigkeit dem Becherrand. Dann schwappt sie über. Hinter Ziniakins Rücken bewegen sich die Zeiger der großen Wanduhr.

Es ist halb neun am Abend.

Er hat keine fünf Stunden mehr zu leben.

Moskau, Oktober 1990

Sein Gesicht ist nicht das Gesicht eines Mörders.

Der junge, magere, hochgewachsene Mann steht schon seit einer halben Stunde unentschlossen an der Ecke des Roten Platzes und der Rasin-Straße und drückt einen länglichen, in ein weißes Tuch verhüllten Gegenstand an sich.

Er betrachtet aufmerksam die Touristenmassen, die mit den rot-weißen Autobussen herbeigekarrt werden und den ganzen Platz überfluten. Sein Blick wandert über die *GUM*-Fassade zum Lenin-Mausoleum hinüber, dann weiter die Kremelmauer entlang zum Beklewischew-Turm und zu der abweisenden Fassade des Hotels *Rossija*. Als er zu den Kuppeln der Basilius-Kathedrale hinaufblickt, beginnt er zu zittern. Er senkt den Kopf und wendet sich ab.

Vom Spasskij-Turm dringt der schrille Klang der Trillerpfeifen wachhabender Polizisten herüber, die Besucher zurechtweisen und den Weg freigeben für die Wolgas und *ZILs* der Regierungsmitglieder. Ein heftiger Wind fegt über den Roten Platz und zerrt an dem zu einem Zopf zusammengebundenen Haar des Mörders. Die tiefliegende Sonne spielt mit den Häuserfassaden und Fenstern, lässt sie nochmals aufleuchten. Der wolkenlose Himmel verblaßt, die Abenddämmerung senkt sich auf Moskau, die letzten Sonnenstrahlen tauchen den Kreml und seine Umgebung in weiches Licht. Der Mörder genießt das Werk des Herrn. Sein Gott offenbart sich ihm in solchen Momenten immer aufs Neue und er fühlt sich beschwingt und sicher, ist eins mit seiner Bestimmung und seinem Schöpfer. Er zwängt sich zwischen den parkierten Autos hindurch, überquert die Rasin-Straße und steuert, ohne den lebhaften Verkehr zu beachten, mit großen Schritten auf das Hotel *Rossija* zu.

Er weiß, dass er auf dem richtigen Weg ist. Die Tage des Suchens und des Zweifelns sind längst vorbei. Er folgt der Stimme, die ihn aus dem Tal der Finsternis führt. Er folgt seiner Bestimmung, die einzig gerechten Gesetze zu vollziehen.

Wohlige Wärme durchflutet ihn, er drückt das unförmige Paket noch fester an sich. Langsam passiert er die mit laufenden Motoren wartenden Taxis. Dann bleibt er kurz stehen und beobachtet das Gewimmel vor der Hotelfassade aus Glas, Stahl und Beton.

Als sich der Mörder nochmals umdreht, ist der Kreml nur noch eine Silhouette, erinnert an einen Scherenschnitt.



Wladimir Walentinowitsch Schischkin hat alle Hände voll zu tun, um seinen Geschäften nachzukommen und den Gästen, die den großen Speisesaal des Hotels *Rossija* bevölkern, Champagner, Kaviar und kleine Souvenirartikel anzudrehen.

Er ist Kellner, Dieb, Händler, Bote, ein Überlebender, eine Wetterfahne im Wind, überall dort, wo es Geld gibt. Ausländer und Touristen bezahlen seine Dienste und Tricks gut. Schischkin trägt schon lange keine Rubel mehr in seinem Geldbeutel. Die einzige Währung, die noch zählt, sind *bucksi* – gute alte amerikanische Dollars. Die rollen ganz anders als der Rubel – in Richtung Reichtum und Luxus. Geld, das mehr wert ist als das Papier, auf dem es gedruckt ist. Um zu diesen Dollars zu kommen, muss man Kellner oder Taxifahrer sein. Oder sich jener Organisation anschließen, die Moskau und das ganze Land wie eine riesige Krake überzieht. Wladimir Schischkin tut alles, um sein eintöniges Leben ertragreicher zu gestalten. Fast alles.

Eine unsäglich laut und falsch spielende Band leiert im Drei-Minuten-Takt Popliedchen herunter. Die Musiker blicken gelangweilt in die sich amüsierende Menge. In einer Ecke feiert eine Hochzeitsgesellschaft ausgelassen und fordert das Brautpaar auf, sich zu küssen. Am anderen Ende des Saales, der einem Flugzeughangar gleicht, artet eine Auseinandersetzung in Handgreiflichkeiten aus. Männer

schreien, Frauen kreischen, Glas splittert. Dann führen zwei bullige Ordnungshüter die um sich Schlagenden, Fluchenden ab. Die Musik hämmert unbarmherzig, neue Tanzpärchen bilden sich, der Saal füllt sich mit neuen Gästen, Wodka- und Champagnerflaschen werden geleert. Trinksprüche, Gelächter, Freudenskundgebungen vermischen sich zu einem einzigen Lärmbrei, der unentwegt anschwillt. Blicke werden getauscht, wortlose Botschaften. Schönheit sucht Geld. Blicke von gut gekleideten, gut gebauten, gut aussehenden Frauen, die wohlwissend um ihre Reize, mit diesen spielen.

Wladimir Schischkin mag ihre Anwesenheit; sie gehören mittlerweile zum gewohnten Bild jedes Moskauer Hotels. Er liebt diese Frauen, ihre besondere Schönheit, ihre Verruchtheit und auch die seltsame Traurigkeit in ihren Augen. Geschäft ist Geschäft, und ein jedes bringt Geld. Sie sind alle nur Schachfiguren auf einem riesigen Spielbrett.

Auch Wladimir Schischkin spielt mit.

Doch nicht, um zu verlieren.

An diesem Abend sind es nicht die Schönen der Nacht, die den Kellner beunruhigen.

Es ist auch nicht die Anzahl der Pistolen und anderen Waffen, die unter vielen Jacketts und Anzügen versteckt sind. Auch nicht die immer zahlreicher werdenden Betrunkenen, die jeden Augenblick einen Teil des schon schäbigen Mobiliars in Stücke schlagen können. Es ist vielmehr der dunkel gekleidete, langhaarige Mann, der schon den ganzen Abend allein an einem Tisch sitzt, Tee schlürft und ein Huhn nach Kiewer Art verspeist. Wladimir Schischkin kann sich nicht erinnern, ihn je vorher hier gesehen zu haben. Die Blicke des Unbekannten fixieren unaufhörlich eine der blonden Frauen. Die lärmige Atmosphäre des Saales scheint er nicht wahrzunehmen.

Wladimir Schischkin grinst hämisch bei dem Gedanken an männliche Schwächen und Begierden, die Rundungen weiblicher Körper gegen Bezahlung für einige lausige Stunden gebrauchen zu dürfen. Dann wendet er sich einem amerikanischen Ehepaar zu, in

der Hoffnung, ihm eine weitere Dose Kaviar andrehen zu können. Als er erneut in die Richtung des seltsamen Gastes blickt, ist der Tisch leer.

Und auch die langbeinige Blondine neben dem Eingang ist nicht mehr da.



Das Weiß ihres makellosen, jetzt seltsam verrenkten Körpers hebt sich scharf von dem schwarzen Asphalt und dem dunklen Rot der Blutlache ab, die immer größer wird. Einsetzender Regen lässt ihre Schminke langsam zerfließen, verklebt die Haarsträhnen und nässt die durchsichtige Bluse. Ein Schuh liegt neben ihrer Schulter, der andere, aufrecht stehend, zwischen den Beinen. In ihren weit aufgerissenen Augen, die in den Nachthimmel starren, spiegelt sich eine in unregelmäßigen Abständen aufleuchtende Reklameschrift.

Der Mörder steht noch immer am Fenster und schaut in ihr puppenhaftes Gesicht, das sich langsam in Wasser, Blut und Schmutz aufzulösen scheint. Für einen Augenblick erfasst ihn freudige Erregung. Aus dem benachbarten Zimmer klingen die letzten Töne der sowjetischen Nationalhymne herüber und verebben in der Nacht. Auf dem Flur werden Stimmen laut, eine Tür fällt ins Schloss. Irgendwo lärmt ein Fernsehapparat.

Der Mörder beugt sich nochmals vor, blickt auf das schwarze Band der Moskwa, dann schließt er sacht das Fenster und zieht die Vorhänge zu. Wenige Sekunden später erlischt das Licht im Zimmer 312 im Ostteil des Hotels *Rossija*. Nach und nach gehen auch in den umliegenden Wohnhäusern die Lichter aus. Von weit her erklingt gequält das Horn eines Transportkutters, gleich einem eintönigen Requiem für ein totes Stück Fleisch.

Es ist getan.

Als der Mörder das Hotel verlässt, löst sich ein Schatten aus dem Dunkel der Fassade. Beide Gestalten bewegen sich auf die Rasin-

Straße zu. Der Mörder mit langen, schnellen Schritten, ohne zu ahnen, dass ihm jemand folgt; der andere Mann müde und verwirrt.



Pjotr Lebedew ist zum Mörder geworden, weil Gott es ihm befahl.

Bedingungslos folgte er der Aufforderung, das Kreuz auf sich zu nehmen und das Land in *Seinem* Namen von der Sünde zu befreien.

Es war ein kühler März morgen gewesen, vor einigen Jahren. Auf einer Anhöhe unweit des Ladogasees schaute er über seinen Geburtsort, das Dorf Sankowo. Die Schneeschmelze hatte eingesetzt, er genoß die ersten wärmenden Sonnenstrahlen, die Stille, die beruhigende Fläche des Sees, der sich langsam vom Eis befreite und einem Silberteller glich. Ein Duft des Erwachens und Neubeginns lag in der Luft, klar und frisch, und er atmete ihn in vollen Zügen ein.

Er legte sich auf die kahle Erde und betrachtete die Vögel, die den wolkenlosen Himmel durchkreuzten. Er schloss die Augen und als er sie wieder öffnete, sah er zum ersten Mal die Lichtgestalt, die ihn von da an ständig begleiten sollte.

Vor ihm stand ein leuchtender Engel. Mit sanfter Stimme sprach er vom tiefen Glauben, von Freiheit und Errettung. Von Versuchung. Sein strahlendes Licht blendete, schmerzte in den Augen und im Kopf.

Pjotr widersetzte sich dem Schmerz nicht, da er plötzlich die Bedeutung und den Sinn dieser Erscheinung erkannte. Die Stimme des heiligen Boten durchdrang sein Innerstes. Hoch über ihm erschien ein Kreuz, er vernahm die wichtigsten Worte seines Lebens: »In diesem Zeichen wirst du siegen!«

Sein früheres Leben, seine Herkunft, seine Erinnerungen ließ er zurück, entschlossen, den heiligen Kampf gegen den Drachen aufzunehmen.

Er ist noch nicht dreißig und lebt nun schon sechs Jahre in dem Kloster des Heiligen Boris und Gleb in Schiroschkino.

Das Kloster ist seine neue Heimat, gibt ihm Sicherheit und festigt seine Überzeugung. Er ist erfüllt von tiefer Gläubigkeit. Oft schließt er sich in seiner Zelle ein und betet. Mit der Stirn berührt er den Steinboden und lauscht dem Geflüster, das in solchen Augenblicken den ganzen Raum erfüllt. Irgendwo in seinem Kopf sammelt es sich, klingt wie das Rauschen von Wasser, zischende Worte, undeutlich und hastig ausgestoßen. Regungslos liegt er da und wartet auf die erlösende Stimme.

Er geht, wohin sie ihn führt.

Und er tut, was sie verlangt.

Die Kopfschmerzen werden seit einiger Zeit immer heftiger. Er weiß, dass kein Heilmittel sie lindern wird. Sie sind eine weitere Prüfung Gottes. Sie bereiten ihm schlaflose Nächte; wie ein gefangenes Tier läuft er dann in seiner Zelle umher und betet. Durch das kleine, vergitterte Fenster beobachtet er den nächtlichen Himmel, die zahllosen Sterne. Sein Schöpfer hat gute Arbeit geleistet.

Doch Pjotr Lebedew betrachtet nicht nur die Werke seines Gottes. Er sieht auch die Gestalten, die, weit nach Mitternacht, den Innenhof des Klosters überqueren. Sie kommen und gehen, Diener des Teufels, Träger des Bösen, die das Haus beschmutzen und entweihen. Junge Frauen, die über die gepflasterten Wege huschen und in den alten Gewölben verschwinden. Ihre sündigen, in Mondlicht getauchten Körper werfen keine Schatten. Nur die Absätze ihrer Schuhe klopfen immer wieder die gleiche Melodie auf den Steinboden. Das Geklapper widerhallt in seinem Kopf, setzt sich dort fest und steigert seinen Haß.

Pjotr Lebedew hasst Frauen. In jeder von ihnen lebt das Bild der Einzigen, die er je begehrt hat und mehr als alles andere auf dieser Welt besitzen wollte. Doch sie ist lachend davongelaufen und hat ihn allein gelassen – mit seiner Sehnsucht, seiner Hoffnungslosigkeit, seiner Einsamkeit.

In manchen Nächten wird die Vergangenheit wieder lebendig, sündige Begierde, die ihn quält. Er sieht das Gesicht seiner ersten und

einzigsten Liebe über sich, spürt ihren warmen Körper in seinen ausgehungerten Armen. In solchen Augenblicken ist alles wie früher, und er weiß, dass er Buße tun muss. Dann fällt er auf die Knie und bittet Gott, ihm zu helfen und ihn vor der Verderbnis zu retten. Er betet, bis der Herr ihn erhört. Das Böse weicht von ihm, der Schmerz lässt nach, er beruhigt sich. Die quälenden Erinnerungen und Gedanken verschwinden, er fühlt sich geheilt an Leib und Seele. Der Engel von Sankowo kommt wieder, lenkt seine Schritte und legt ihm das Feuerschwert in die Hände, damit er die Sünde und die Sündigen vernichten kann. Der Bote Gottes nennt den Ort und die Zeit, um die verlorenen Seelen von der schrecklichen Last zu befreien, damit sie davonschweben können, zu ihrem Herrn, erlöst und glücklich wie Vögel.

Pjotr Lebedew ist überzeugt, in solchen Augenblicken den wahren Sinn seiner Existenz zu begreifen – der strafende Erzengel seines Gottes zu sein.



»Selbstverständlich hat wieder einmal niemand etwas bemerkt! Der ganze Schuppen könnte sich in Nichts auflösen, und noch immer würde keiner etwas merken! Überhaupt, das ganze Land könnte verschwinden.« Chefinspektor Nikita Andrejewitsch Morosow holt tief Luft, saugt lange an seiner erkalteten Papirosa, blickt ärgerlich auf die Männer, die das Zimmer 312 nach Spuren durchsuchen. In der abgestandenen Luft vermischt sich der billige Rauch mit dem teuren Duft eines westlichen Parfums.

»Nein, keiner hat was bemerkt«, wiederholt ein junger Mann mit runder Nickelbrille und strohblondem Haar, das ihm bei jeder Bewegung ins Gesicht fällt. »Nichts und niemand, was uns weiterhelfen könnte. Außer diesem da, natürlich...« Nikolaj Nikolajewitsch Smolenskij, der jüngste Inspektor der Mordkommission und Morosows engster Mitarbeiter, deutet mit dem Zeigefinger auf die zerkratzte Platte des niedrigen Beistelltischchens, das neben dem dunkelbrau-

nen Sofa steht. Von der Spurensicherung numeriert und in einer durchsichtigen Schutzfolie verpackt liegt dort ein mit großer Handschrift beschriebener Fetzen Papier.

»Und mein Haus soll ein Bethaus sein. Ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht«, liest Smolenskij laut.

Morosow hört ihm kaum zu. Er scheint nicht überrascht zu sein. Seitdem man ihn kurz nach Mitternacht aus dem Bett geholt und ihm mitgeteilt hat, dass wieder eine Prostituierte umgebracht worden ist – bereits die vierte innerhalb von knapp drei Monaten –, erwartet er nichts anderes, als eine »heilige Botschaft« am Tatort vorzufinden. Genauso wie bei den früheren Opfern.

Der Mörder kommt und geht, ohne andere Spuren zu hinterlassen. Keiner sieht ihn, keiner hört ihn, und an den Tatorten findet man auch keine verlässlichen Hinweise, obwohl die Zimmer der jungen Frauen mit Fingerabdrücken übersät sind. Morosow ist überzeugt, bei genaueren Untersuchungen sehr interessante Spuren zu finden, die vermutlich bis in die höheren Kreise der unantastbaren Nomenklatura führen.

So bleiben am Ende einer anstrengenden Untersuchungsnacht nur offene Fragen zurück und – als einzige Fakten – religiöse Zitate, gewissenhaft aufgeschrieben und hinterlegt, sodass sie unmöglich zu übersehen sind. Der Mörder scheint seine Taten sorgfältig zu planen.

Morosow tritt näher und bläst eine Wolke scharfen Zigarettenrauchs aus. Smolenskij muss husten. Über seine Schulter betrachtet der Chefinspektor das Stück Papier.

»Unser Mann«, bemerkt er lakonisch. »Er kam, tat und verschwand.«

Er blickt auf die von einer Kommode gefallene Handtasche, aus der ein Lippenstift, eine vergoldete Puderdose, ein Bündel Dollarnoten und ein Päckchen ausländischer Kondome gerutscht sind. Mit der linken Fußspitze berührt er das Notenbündel, das einige Zentimeter über den abgetretenen Teppich rollt.

»An weltlichen Gütern scheint er nicht interessiert zu sein.«

»Welches Motiv hat er dann?«

»Welches Motiv? Motive gibt es immer in breiter Auswahl. Vielleicht betete sie nicht eifrig genug«, bemerkt Morosow. Er ist in schlechter Stimmung und wünscht sich nur eins: nach Hause gehen zu können.

Aber wozu?, denkt er. Es wird niemand dort sein, der auf ihn wartet, in seiner unaufgeräumten Wohnung, mit dem leeren Külschrank und dem leeren Bett. Er schaut auf das zerkratzte Zifferblatt seiner Digitaluhr. Es zeigt zwei Uhr nachts. Gekonnt wirft er den Zigarettenstummel durch die offene Tür in die Toileteschüssel und zwingt sich, das Gähnen zu unterdrücken.

Ein Mann mit einem wohlgenährten, rötlichen Gesicht betritt das Zimmer. Kommissar Ewgenij Iwanowitsch Starodubzew wirkt sehr geschäftig.

»Also, was haben wir denn?«, fragt er statt einer Begrüßung.

Morosow kramt teilnahmslos in seinen Manteltaschen und blickt zum Fenster hinüber.

»Was wir haben? Das Übliche, Genosse Starodubzew: eine Leiche und einen Mörder. Die Leiche liegt unten auf dem Asphalt und der Mörder ruht sich wahrscheinlich schon längst aus, während wir uns hier die Füße in den Bauch stehen.« Er ist verärgert.

Starodubzew schaut ihn mit gespielter Wichtigkeit an. »Genosse Chefinspektor, Sie scheinen den Ernst der Lage immer noch nicht erkannt zu haben. Die Zahl der Prostituierten ...«

»Prostitution existiert doch nur im dekadenten, kapitalistischen Westen.«

»Hören Sie! Ihre unpassenden Bemerkungen können Sie sich ... Sie werden sich und Ihren Leuten jetzt in den Arsch treten und diese Stadt auf den Kopf stellen! Ich will endlich Resultate sehen!« Starodubzew schnappt nach Luft. Seine Stimme überschlägt sich und die Augen sind zu Schlitzen verengt. Auf seiner Stirnglatze bilden sich Schweißperlen. Hastig wischt er sie weg. »Ich warne Sie!«

Dann ist er auch schon an Morosow vorbei und quetscht sich zur Tür hinaus. Auch die Männer der Spurensicherung packen ihre Instrumente ein und verlassen schweigend den Tatort. Morosow und

Smolenskij bleiben allein. Smolenskij streicht sich das blonde Haar aus der Stirn und knöpft die abgetragene Jacke zu.

»Ich werde mit einigen Leuten in diesem wunderbaren Haus noch ein wenig plaudern und mal hören, was die Wände so wissen. Unsere Freunde von der Lubjanka werden uns doch nicht gerade jetzt im Stich lassen.« Er rückt seine Brille zurecht und geht.

Ein Milizionär erscheint unter dem Türrahmen, salutiert vorschrittsmäßig und wendet sich an Morosow. »Eine Frau möchte Sie sprechen. Sie wartet schon die ganze Zeit unten in der Eingangshalle.«

Morosow nickt grinsend. »Nur wenn sie jung und hübsch ist.«

Der Diensthabende grinst zurück. »Sie ist jung und hübsch. Ich hole sie sofort.«

Morosow schließt die Tür hinter ihm und schaut sich um.

Es ist ein Hotelzimmer, wie es unzählige zwischen Leningrad und Wladiwostok, zwischen Murmansk und Sotschi gibt. Der Grundriss ist überall der gleiche, die Einrichtung auch: Dusche und Toilette, zwei Betten in Holzverschalung, eine Kommode, ein Sofa, ein Tisch mit einem Telefon, eine Wasserkaraffe, einige Gläser, in der Ecke ein schäbiger Vier-Kanal-Fernseher. Daneben eine Stehlampe. An der Wand ein billiges Landschaftsbild. Die in einem Meer versinkende, kitschige Sonne versucht vergebens, die Illusion einer heilen Welt zu vermitteln.

Nikita Andrejewitsch Morosow hat keine Illusionen mehr.

Er tritt an das Fenster und öffnet es, wie der Mörder zwei Stunden zuvor. Er verspürt keine Erregung, spürt nichts, als er an das Verbrechen denkt. Diese Stadt, seine Arbeit – sie haben ihn abgestumpft, immun gemacht gegen Mitleid. Er lehnt sich vor und mit halb geschlossenen Augen nimmt er wahr, wie in der Dunkelheit die Lichter zu tanzen beginnen, wie sie verschwimmen und mit den roten Sternen der Kremлтürme verschmelzen.

Er macht das Fenster wieder zu, dreht sich um und greift nach der Wodkaflasche, die verloren auf dem Tisch steht, vom Mörder und seinem Opfer nicht leer getrunken, von der Spurensicherung verges-

sen. Er nimmt einen kräftigen Schluck. In Gedanken versunken hört er nicht, wie die Zimmertür sich öffnet und wieder schließt.

Eine Frauenstimme reißt Morosow aus seinen Gedanken und holt ihn zurück in die Einsamkeit des Hotelzimmers, zurück in die feuchte Moskauer Nacht.

»Ich bin Ekaterina Fjodorowna Lenskaja«, sagt sie und streckt ihm die Hand entgegen. Es ist eine Hand mit langen, zerbrechlich wirkenden Fingern, den Fingern einer Pianistin. Ihr fester Druck überrascht Morosow.

»Sie haben mich beinahe eine halbe Stunde warten lassen«, bemerkt sie, als sie seine Rechte wieder loslässt und aus dem schwachen Licht der Nachttischlampe in die Dunkelheit des Zimmers zurücktritt.

»Wie die Zeit so vergeht«, erwidert er gleichgültig. »Was kann ich für Sie tun?« Er stellt die Frage in jenem Ton, den er für unerwünschte Gäste bereithält.

»Ich kann etwas für Sie tun«, antwortet sie entschlossen und greift gleichzeitig nach dem Schalter neben der Tür. Grelles Deckenlicht flammt auf und blendet ihn. Erst als er sich an die Helligkeit gewöhnt, nimmt er die Frau richtig wahr.

Sie muss um die dreißig sein. Ihr Gesicht ist blass, sie sieht müde aus, die dunklen Schatten unter ihren Augen verstärken diesen Eindruck. Ihr schwarzes Haar ist nachlässig gekämmt und zu einem losen Zopf zusammengeflochten. Über die hohe Stirn fallen einzelne Strähnen. Der graue Mantel, den sie trägt, betont ihre Figur. Morosow betrachtet sie aufmerksam. Er muss zugeben, der Milizionär hat recht gehabt: Sie ist schön.

»Ich kann Ihnen sagen, wie sie gestorben ist«, sagt sie.

»Aha!« Morosows Stimme klingt überrascht und neugierig zugleich.

»Sie wurde mit einem schweren, kantigen Gegenstand erschlagen. Sehr wahrscheinlich hat sie durch die Wucht des Schlages das Gleichgewicht verloren und ist aus dem offenen Fenster gefallen. Es

fragt sich nur, warum es offen war. Vielleicht hat sie versucht, Hilfe zu rufen.«

»Vielleicht ist sie auch nur so heißblütig gewesen.« Er lacht ironisch. »Sie sind also von der Abteilung Leichenfledderei?«

»Ich bin die Rechtsmedizinerin!«

Sie tritt näher und beginnt, sich aufmerksam in dem Zimmer umzusehen. Morosow wundert sich noch immer über ihr unerwartetes Erscheinen. Er fragt sich, wieso jemand wie sie hier auftaucht. Vielleicht ist sie geschickt worden, um ihn zu überwachen und jeden seiner Schritte zu melden. Und wenn schon – er hat nichts zu verbergen. Sie wissen schon alles über ihn.

Er zündet sich eine neue Zigarette an.

»Ekaterina Lenskaja – nie gehört! Sie sind wohl neu da? Ihr erster Fall?«

Sie stellt die schwere Ledertasche auf den Boden. »Hören Sie, Genosse Chefinnspektor, es ist nicht mein erster Fall, es ist nicht meine erste Leiche, und Sie sind nicht der erste arrogante Beamte, der mir über den Weg läuft.«

Morosow winkt ab.

»Ich habe keine Lust, mit Ihnen zu streiten. Ich habe einen unangenehmen Tag gehabt, und die Nacht, oder was davon übrig bleibt, ist noch unangenehmer.« Er hält inne und zieht wieder kräftig an seiner Papirosa. »Ich bin hinter einem Mörder her, der junge Prostituierte umbringt und obskure, religiöse Botschaften hinterlässt. Ich habe überhaupt nichts in der Hand. Keine Zeugen, keine Spuren. Was können Sie mir sagen?«

»Ich kann Ihnen erzählen, was mir die Tote sagt: Was sie zuletzt gegessen und getrunken hat, wer sie zuletzt berührte.«

Morosow blickt schweigend durch das Fenster auf den spärlichen Verkehr, der langsam der Moskwa-Retschka-Straße entlang kriecht. Doch alles, was er wirklich wahrnimmt, ist ihr Spiegelbild in der schmutzigen Glasscheibe.

»Wann haben Sie Ihren Bericht fertig?«, fragt er.

»Sie bekommen ihn heute Nachmittag.«

»Um zwei Uhr im Präsidium?«

Lenskaja nickt kurz und wendet sich zum Gehen. »Ich hoffe, Sie sind dann besser gelaunt, Genosse Chefinspektor!« Ihre Stimme klingt frostig.

Die Tür fällt ins Schloss. Morosow kratzt sich am Kopf. Er mag energische, fordernde Frauen überhaupt nicht.

Nicht hier, nicht jetzt, nicht diese Nacht.

Es ist bereits dunkel, als der sauber rasierte Mann in Murmansk das Sonderflugzeug besteigt. Gleichzeitig hämmert in fast zweitausend Kilometer entferntem Moskau Nikolaj Nikolajewitsch Smolenskij auf die Tasten der altersschwachen Schreibmaschine. Der große Zeiger der Uhr an der fleckigen Bürowand rückt eine Minute vor. Bei jedem Tastenschlag, jedem Wort, das den Bericht vervollständigt, fragt sich Smolenskij, warum er eigentlich hier sitzt, zwischen Nacht und Morgendämmerung, und unterbezahlt und schlecht ausgebildet das traurige Leben eines Moskauer Ermittlungsbeamten führt. Warum sitzt er nicht wie sein Bruder in einem Chefsessel irgendeines Kombinats, einer Kolchose, veröffentlicht Plansollzahlen, die sowieso nicht der Wahrheit entsprechen, und wickelt Geschäfte in der allgegenwärtigen Grauzone ab.

Eigentlich wollte er Kunstmaler werden.

»Du sorgst für den Staat und der Staat sorgt für dich!«, pflegte sein Vater zu sagen. Er war nur selten zu Hause und hatte nie über seine Arbeit gesprochen. Nicht mal Smolenskij's Mutter wusste genau, was ihr Mann tat. Sie saß oft allein in der Küche, wenn er mitten in der Nacht, nach einem Telefonanruf, die Wohnung verließ.

Sein Großvater hatte noch Lenin und Dszersinski gekannt. Er war Bolschewik. Man hatte ihn »Roter Igor« genannt. Sein ganzes Leben gehörte der Revolution, der Partei und dem neuen Staat. Die Schatten der Vergangenheit sind für Nikolaj Smolenskij übermächtig, er hat getan, was sein strenger Vater und die Familientradition verlangt haben: Er verzichtete auf seinen Traum. Jetzt bemüht er sich, Verbrechen aufzuklären.